

19. Das Kino

Das Kino befand sich gleich zwei Häuser weiter neben seinem Wohnhaus. Damals sagte man noch „Lichtspielhaus“ dazu. Jedesmal auf dem Schulweg ging er an dem großen Schaufenster mit den farbigen Plakaten vorbei. Der eiserne Rahmen war in den Ecken schon ein bißchen angerostet, und in den Zwischenräumen lagert der Staub. Oft wurde es sicher nicht geputzt, denn auch die Glas-scheibe war manchmal besonders in den Ecken so blind, daß man teilweise die Bilder nicht vollständig sehen konnte. .

Darüber ärgerte er sich manchmal sehr, weil doch die Bilder Ausschnitte des laufenden Films zeigten. Und die waren für ihn insofern sehr wichtig, weil sie den Ablauf des Films eventuell verrieten. Sie waren sozusagen Bausteine für den Film, den er sich als Traum dann zurechtbastelte. Und das musste er, da er ja in der Regel kein Geld hatte sich all die Filme anzuschauen.

Es war eigentlich ein kleines Schaufenster. Für den Jungen war es jedoch sehr groß. Da paßte doch tatsächlich die ganze große weite Welt hinein. Eine Welt, die er sich Dank seiner Phantasie vollkommen ergänzen konnte. Er konnte nie widerstehen, innezuhalten und das Schaufenster bis in die kleinste Ecke mit seinen Blicken abzutasten. Eine seltsame Reaktion trat besonders dann ein, wenn quer über die linke untere Ecke des Plakats eine Bandarole aufgeklebt war, mit der Aufschrift „frei ab 18 Jahre“ .

Die Banderolen „frei ab 6“ kannte er schon. Denn die durfte er sich ja anschauen. Und die hatte er auch schon reichlich genossen. Auch die „ab 12“ konnte er gefahrlos studieren.

Nur die „ab 16“ oder gar „ab 18“ bereiteten ihm Unbehagen, so gross seine Neugierde auch war. Ganz sicher war er sich nicht, worauf sich das Wort „frei“ bezog. Bedeutete es womöglich, dass man unter 18 garnicht auf das Plakat schauen durfte? Das war auch der Grund, warum er sich manchmal verstohlen umdrehte um sich zu vergewissern, daß niemand ihn beobachtete! Diese Unsicherheit war es auch, warum er die Fotos möglichst schnell studierte. Waren sie zu interessant ging er oft ein paar Schritte weiter, kehrte um ging wieder vorbei, stahl sich beim Vorbeigehen wieder ein paar Details aus dem Foto kehrte wieder um, solange, bis er alle Fotos im Kopf hatte.

Diesen Schatz holte er sich dann abends vor dem ins Bettgehen hervor und baute damit seinen nächsten Traum.

Später folgten Träume die da hießen „Lederstrumpf“, „der letzte Mohikaner“, „Die Schatzinsel“, „Winnetou“, „Der Schut“, „Old firehand“, „Der Seewolf“ und nicht zuletzt „die Meuterei auf der Bounty“.

Eltern wissen heute gar nicht, was Sie Ihren Kindern antun, ja wegnehmen indem sie Spielzeuge erfinden beziehungsweise kaufen, die sich von selbst bewegen, fertig geformt und gekleidet und unveränderbar in Ihrem äußeren Erscheinungsbild sind. Weil sie keine Zeit mehr haben, sich mit Ihren Kleinen zu beschäftigen. Es gibt keine Großmütter mehr, die Geschichten erzählen, Mütter die Märchen erzählen oder Ihren Töchtern stundenlang die Haare frisieren, Väter die ihre Kinder bei der Arbeit zuschauen und sogar mit anpacken lassen. Das kostet nämlich alles Zeit, und die hat man heute nicht mehr. Weil alle berufstätig sind um möglichst viel Geld zu verdienen. Damit sie Ihren Kindern die Carrera Autobahn kaufen können. Oder die sprechende Puppe. Oder den Fernseher und den Computer vor die man die Kinder setzen kann.

Und es gibt keine Wiesen und Wälder mehr, auf denen man herumtollen kann, zelten und Lagerfeuer machen kann. Alles ist heute geregelt und verboten. Und so können die Kinder auch alleine nichts mehr erfinden, denn alles gibt es schon. Sie können nur kaufen und verbrauchen. Und so werden wie Vater und Mutter, die Geld verdienen müssen. Auch Hans sollte einmal in diesen Strudel gerissen werden, wie wir noch erfahren werden.

Hans dagegen hatte an den Wänden seines Zimmer bald verschiedene Trophäen hängen, die er aus seinen Träumen mitgebracht hatte. Er hatte sie nach den Bildern in seinem Kopf selbst gemacht.

Da hing ein Messer, aus einem Stück Ast geschnitzt. Die Rinde hatte er bis zum Griff entfernt. Den Rest des Stockes hatte er mit Mutters großem Küchenmesser solange beschnitzt, bis eine flache Klinge daraus entstand. Sie musste möglichst spitz zulaufen und scharf sein. Und in die Rinde des Griffes schnitzte er kreuzförmige Verzierungen.

Ein Tomahawk durfte natürlich nicht fehlen. Dieses fertigte er aus einem Aststück einer Weide, das er sich in seinen Jagdgründen am Donauufer von einem Weidenbusch abgeschnitten hatte und das am Ende noch eine kleine Gabelung hatte. In diese Gabelung hatte er mit Bindfäden fielfach geflochten einen großen flachen Stein eingebunden, den er ebenfalls am Donauufer fand. An die Klinge hatte er ein paar rote Lacktropfen gemalt, die er aus einem alten roten Lackdöschen entnommen hatten. Der Griff war wie beim Messer mit den gleichen Symbolen geschnitzt. So sah das Ganze schon kampferprobt aus.

Als er 9 Jahre alt war, durfte er erstmals in die Cowboyfilme. Dort entdeckte er neben den harten Gesellen aber auch wieder etwas, was sich wie ein roter Faden durch sein Leben

schlich: Indianerinnen! Ihre langen pechschwarzen Haare waren mit einem Stirnband zusammengehalten. Ein Lederfransenkleid schmückte ihre schlanken grazilen Körper. Es waren tapfere und tatkräftige Frauen, die sogar mit dem Messer gut umgehen konnten um sich zu stürmische weiße Liebhaber vom Leib zu halten.

Die Besitzerin des Kinos war eine große, rothaarige Dame. Sie war es, die – wenn noch Plätze im Kino frei waren - den Zehnjährigen kostenlos hineinließ, selbst wenn die Banderole auf „ab 12“ lautete. Sie war übertrieben stark geschminkt, die lockigen roten Haare wallten gut gekämmt um ihre Schultern. Sie hieß Frau Campbell. Lange Zeit beschäftigte ihn der für eine Deutsche doch seltsame Name. Er gab keinen Sinn. Kein anderer, den er kannte, hatte einen solchen Namen. Meier, Müller, Gruber ja das waren Namen, mit denen er etwas anfangen konnte. Aber Campbell - einen solchen Namen hat man doch nicht. Sogar im Telefonbuch schaute er unter K.. und fand dort nur Kramer, Kraus, Karl und ähnliches. Das ließ ihm keine Ruhe, denn für den Kleinen musste alles erklärbar sein. Ein bisschen erinnerte der Name ja an die Namen der Cowboys aus den Filmen. Und so setzte sich langsam in ihm die fixe Idee fest, dass sie aus einem der Filme stammen könnte, die sie vorführte. Es muss diese Leute also wirklich in der Realität und nicht nur auf der Leinwand geben!

So war auch erklärbar warum die Nachbarn mit dieser Frau eigentlich nichts zu tun haben wollten und warum sie keine Kontakte hatte. Eine dem Film entsprungene Phantasiestalt kann ja von den Leuten gar nicht akzeptiert werden. Das wäre direkt unheimlich. Mit dieser Erklärung und der Ableitung des Wortes Kämpel aus dem bayrischen Wort „Kampel“, was soviel heißt wie “ Kamm“ gab er sich denn

auch zufrieden. Den Namen hatte sie wahrscheinlich bekommen weil sie immer so gut gekämmt war.

Erst viele Jahre später, als er schon Englischunterricht hatte, bemerkte er dass die Frau den amerikanischen Namen Campbell während der Besatzungszeit der Stadt durch einen amerikanischen GI erworben hatte. Wie so viele Frauen in diesem Stadtviertel amerikanische Freunde hatten um sich und ihre Familien durch die Hungerszeit des Nachkriegsdeutschlands zu retten. Diese Frauen waren nicht gut angesehen und wurden im Volksmund nur Aminutten genannt.

Die Zweigesichtigkeit der Gesellschaft zeigte sich in dieser Zeit ganz deutlich an der Tatsache, dass diese Frauen hinter vorgehaltenem Mund zwar mit jenem verabscheuungswürdigen Namen versehen wurden, andererseits aber mit freundlichem „Grüß Gott“ die Zigaretten, Schokoladen, Kaffee und andere Dinge die man brauchte angenommen wurden. Eine Eigenschaft, die nicht nur in unserer Gesellschaft bis heute erhalten geblieben ist.

Inzwischen konnte Hans schon lesen und fand in einem Bastelbuch eine Anleitung, wie man sich aus einem Besenstiel einen Bogen basteln konnte. So bat er seine Mutter, ihm einen Besenstiel zu kaufen. Nach genauem Studium der Anleitung begann er nun von der Mitte aus die beiden Enden immer schmaler zu schnitzen. Jeden Tag nach der Schule schnitzte er und schliff mit Schleifpapier und schnitzte wieder. Es war eine schwere Arbeit und dauerte eine ganze Woche. Am den Enden schnitt er noch zwei Kerben ein, die die Sehne halten sollten. Mutter hatte einen starken Bindfaden gefunden, der die Sehne bilden sollte. Nun mußte der Bogen noch gespannt werden. Aber soviel sich Hans auch bemühte, er konnte keine Biegung in den Besenstiel bringen. Schließlich erbarmte sich der kräftige Vater, der die vergeblichen Bemühungen seines

Sohnes nicht mehr mit ansehen konnte. Er stellte ein Ende auf den Boden, drückte mit dem Knie vorsichtig in die Mitte des Stiels und es gelang ihm, das obere Ende soweit zurückzubiegen, daß er die Sehne einhängen konnte.

Hans Augen glänzten. Es war eines der wenigen Male, wo er seinen Vater bewunderte und ihm fast die Schläge verzeihen hätte. Die dazugehörigen Pfeile waren dann kein Problem mehr und schnell aus geraden Weidenzweigen aus seinen Jagdgründen geschnitzt.